

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Bürgermut.

„Ein Mann tut not, ein Kämpfer, Geld . . .!“
 O du, von dem der Ruf aufgeht,
 Du mir, mit in den Krater!
 . . . pardon, ich bin Familienvater!“

Ulta Troll

Der Fresser.

Von Norbert Jacques.

Es geht nun schon mit einigen Dingen so: man hält sich an den Buchstaben, um auf dem Sinn Niggertänze aufzuführen, und so geschah es, daß in meiner Heimat in den Ardennen die Fastenzeit, die der dicke Bischof in der Hauptstadt jedes Jahr durch einen Hirtenbrief den Gläubigen anempfahl, eine Fressenszeit wurde. Der Widerspruch liegt so sehr in diesen Ardenner Köpfen, daß solche Vorschriften aufstacheln und es den Leuten eine Freude ist, das Gebot hinten herum zu umgehen. Aber für einen Ardenner Magen braucht es schließlich den Anreiz einer verbotenen Sache nicht. Er ist von Haus aus gesund. Also gab es viele berühmte Fresser im Land. Das war eine außertoneffessionelle Sache und eine hohe Geistlichkeit war nicht unter denen, die eine schlechte Klinge schlugen und die in der Fastenzeit nur Sterzeln aßen. Aber der bedeutendste war doch vielleicht der Sidor Rodés, „der Ich“, wie seine Familie ihn nannte, oder Rodés Bauch, wie er bei seinen Freunden hieß. Er trug nämlich dieses Gefäß seiner Leidenschaft wie einen Luftballon vor sich her.

Diese Leidenschaft zu essen kostete ihm das Leben. Es ist tragisch zu erzählen, aber es kostete dem Armen wirklich das Leben. Kurz nach der Fastenzeit geschah es. Nach der oben geschilderten Fastenzeit sagen die Leute: „Nondidieul jetzt müssen wir uns aber von den Anstrengungen des Fastens erholen. Und dann gibt es als Reaktion auf die vielen Fische besonders und als Spezialität des Landes zahlreiche Kuttelflecken-Essen, die bald in Gasthäusern, bald in Familien stattfinden. In der gesteigerten Stimmung dieser Zeit fuhr Rodés Bauch einmal mit seinem Freund, dem Schale Fritj, der als junger Notar eine Versteigerung in einem Dorf hatte, übers Land. Nach der Sitte des Landes wurde der junge Notar in jedem Dorf, in dem er die erste Versteigerung abhielt, mit Bällerschüssen, Bukett und Rede seitens des Bürgermeisters und unter Assistenz der ganzen Gemeinde empfangen. Die Arbeit ruhte an diesem Tag, denn der Notar gab zum Besten. Der Notar hatte zu Rodés gesagt: „Bauch, du verstehst dich drauf, du schaffst an!“

„Verlaß dich drauf!“ hatte Rodés Ich geantwortet.

Als ihr Wagen in Sicht kam, böllerten die Schüsse los, und als Empfang und Versteigerung vorbei waren, begann das Gelage. Der Wirt hatte Vollmacht, 150 Liter Bier, 30 Liter Schnaps, 8 Kisten Zigarren, 50 Schinkenbrote und 50 Käsestullen gratis abzugeben.

Der Notar mit seinem Freund, der Bürgermeister, der Lehrer, der Pastor, der Ausrufer und der Schreiber zogen sich ins Nebensübchen zu einem Frühstück zurück und dabei sah Rodés Bauch — die Leistungen der andern kamen daneben nicht in Betracht — drei Klumpen Boeuf à la Mode, vier handgroße und dicke Schelben Bauernschinken, fünf gewichtige Brotscheiben mit dickem Schmierkäse und trank dazu sechs Humpen Bier. Es war ihm am Morgen nämlich zu spät zum Kaffeetrinken geworden. Nach diesem Essen überlegte er ein wenig und sagte dann: „Bauernkost schmeckt manchmal recht gut. Aber man darf nicht zuviel von diesen Sachen essen! Weißt du, Fritj, unsere städtischen Magen sind nicht mehr drauf eingerichtet.“

Als die beiden Freunde wieder im Wagen saßen und auf der einsamen Landstraße dahinfuhren, nahm Ich auf einmal die Zügel und schrie: „Laß den Bibi laufen, daß wir zum Mittagessen zu Muttern kommen!“ Rodés war Junggeselle und sah bei seiner Mutter.

Das Mittagmahl dort war von alltäglichem Umfang. Es gab eine fette Käseuppe, einen prächtigen Nierenbraten mit Kartoffeln und Beilagen und die Mutter stellte extra eine Platte mit Schinken und eine Schüssel voll Zichorien-Salat auf den Tisch, denn der Ich war über Land gewesen und hatte gewiß einen Hunger mitgebracht. Vom Sonntag war noch eine halbe Apfeltorte geblieben; auch der machte Ich den Garaus. Er leerte zwei Gläsern Kirsch und stürzte eine Tasse schwarzen Kaffee hinunter, denn er hatte es eilig und mußte auf den Vimpertsberg hinauf, um ein Geschäft zu besprechen.

Er ging dort mit seinem Geschäftsfreund ins Wirtshaus und sie tranken etwas Bier, als er eine Regung von Hunger in seinem Innern entdeckte und sich nacheinander drei mächtige Brote mit Butter und Schmierkäse anrichtete. Drauf rauchte er zwei gerührte Tinchantzigarren und sagte: „Ich bin pressiert, Herr Wnandy. Wir haben um halb fünf ein Seemuschelessen bei Scholze Franz.“

Er ging, rauchte unterwegs bis zur Stadt noch eine dritte der dunkeln Tinchants an und kam rechtzeitig in der kleinen Wirtsstube in der Pastorengasse an. Seine Freunde saßen schon am Stammtisch und warteten auf ihn und mehr noch auf die Muscheln. Sie kamen bald. Sie dampften aus einer großen Suppenschüssel und warfen einen fremden, heizenden und zwiebelgewürzten Geruch vor sich her, der die Nasenhäute pfeffrig süß bestrich. Rodés Bauch schürfte ihm mit den Nästern ein, und sein Appetit regte sich mächtig an ihm. Er sagte zu seinem Nachbar: „Doktor, sag mal, ist das auch so bei dir? Wenn ein Essen auf den Tisch kommt, dann bin ich ganz gerührt!“

Der Doktor aber war ein Nationalist, wie alle Doktoren im Ardennerland es sind. Er antwortete: „Du Witzbold! Du verwechselst Nahrung mit Hunger.“

Man trank Grächen zu dem Essen. Der Grächen war ein saures steiniger Landwein, der in Porzellantöpfchen verzapft wurde. Als Bauch 60 Muscheln gegessen und acht Böttchen Grächen drauf gegossen hatte, fühlte er eine besondere Hitze in seinem Kopf aufsteigen. Er schenkte dieser Erscheinung keine Beachtung. Er sah weiter. Er kühlte die innere Hitze nur mit einem Böttchen Wein, den er auf einen Zug trank. Bei der 80. Muschel fühlte er langsam eine kleine Schwäche sein Herz erobern und er dämpfte das Tempo beim Essen. Er dachte, er müsse sich stärken und holte das, was er beim Essen nachließ, beim Trinken wieder ein. Er kam rasch zu Böttchen Nr. 12. Nach der hundertsten Muschel schob er den Teller weg. Aber Dr. Baclesse sagte: „Bauch, du wirst alt!“

Da antwortete der Ich: „Ich hab heut meinen guten Tag!“ Und er sah noch zehn Muscheln. Er rückte den Teller wieder vor sich ab.

Aber zugleich, da seine Herzbeikommenheit wuchs, kam eine frische Schüssel dampfend und riechend herein und Jakobis Blick schaute Bauch verächtlich an. Da konnte er nicht widerstehen und nahm noch einen Teller voll. Aber er sagte: „Heut abend haben wir ein Kuttelflecken-Essen im Kegelerverein.“ Er sagte das so, als ob er sich dafür entschuldigen wollte, weshalb er nicht begeisterter zugriff.

Auf einmal blieb dem Ich die dicke Hand, mit der er gerade eine Muschel zum Munde führen wollte, mitten in der Luft wie in einem Schlamm stecken, fiel einen Augenblick später plump in seinen Teller nieder, Brühe und Schalen spritzten rundum weg, der Doktor sagte wütend: „Du Schwein!“ Doch Bauch legte seine Körpermasse ruhig seitwärts auf den Tisch. Dort fand sie keinen Halt, sie sank langsam weiter und fiel vom Stuhl.

Rodés hatte einen leichten Schlaganfall erlitten. Der Dr. Baclesse bemühte sich um ihn, wusch sein Gesicht mit Wasser und Wein, und der Kranke kam bald wieder zu sich. Das erste, was er sagte, war etwas ganz Trauriges. Er ließ sich mit dünner Stimme vernehmen: „Jetzt kann ich heut abend das Kuttelflecken-Essen nicht mitmachen.“

Aber der Doktor lachte: „Mach keine Geschichten!“

Rocke erhobte sich rasch. Er lag in der Stube des Wirtes zwei Stunden lang auf dem Sofa und konnte um halb neun im Kasino beim Kuttelsteck-Essen der Regelbahn sein. Es war ihm etwas schwämmig zumut und er klopfte öfter auf seinen Ranzgen. „Es ist nichts drin!“ sagte er. Nach dem Unfall war ihm nämlich etwas Menschliches passiert. Die Kutteln kamen. Große Schüsseln lagen voll bedeckt mit ihnen, die Sauce schwamm braun und fett darüber, es roch nach Würze und Fleisch, und den Ih überfiel die Rührung, daß es einen Gott und eine Köchin gab, die der Menschheit, resp. ihm solche Dinge bereiteten.

Er aß. Aber es schmeckte ihm nicht. Er wurde traurig und bettonnen. Er sagte sich zwölfmal: „Kuttelsteck ist eine gute Gottesgabe!“ Aber heimlich wünschte er sich, er läge zu Hause in seinem Bett. Als dieses Gefühl zu stark in ihm wurde, sprach er seinem Nachbar davon. Der nannte ihn einen Verräter und ging ihm mit gutem Beispiel voran. Da aß Bauch weiter, ganz getnickt und melancholisch. Er war wirklich ein Verräter. Um sich sah er seine Freunde mit lautem Frohsinn in die Schüsseln hauen. Er trank zwei Glas Kirsch. Aber seine innerliche Schwäche stieg.

„Hund!“ herrschte er da das frante Gefühl in seinem Innern an, gegen das er ohnmächtig war. Er wurde jähzornig, und jähzornig aß er weiter und es geschah, daß er glaubte, er ertränke. Die Kutteln hoben sich vom Teller hoch, wogten um ihn wie eine braune Flut. Sie spielte zu seinem Munde hin und schlug ihm an die Lippen. Er war am Ersticken.

Aber seinen Ruf hörte niemand. Man bemühte sich von allen Seiten um ihn. Er lag mit dem Kopf tief hinten über die Lehne seines Stuhls. Sein Gesicht war dunkelblau. Man riß seine Kleider auf und legte ihn aufs Bett des Kasino-Verwalters. Die Kutteln wurden kalt. Niemand kehrte zu ihnen zurück.

Zwei Aerzte behandelten den Ih. Er erwachte. Da fing er an zu weinen. Dr. Baclesse beugte sich über ihn nieder. Er stammelte: „Bring mir Kutteln . . . Ich bin . . . kein Verräter . . . Ich will brav . . . essen . . . denn . . . hab . . .“ Dann machte er nur noch einmal röchelnd? „Ich . . .“ Bauch war tot.

Wir schlafen zu wenig.

Von Carl Ludwig Schleich*)

Der Schlaf ist ein aktiver Zustand unseres Nervenmechanismus. Er tritt ein, wenn eine Hemmung einschnappt, welche das Bewußtsein für Zeit und Raum erlöschen läßt, dafür das Ichgefühl aber zum Beispiel intakt läßt. Im alle Nervenapparate liegt ein Isolationsgespinnst wie um jeden unserer elektrischen Drähte. Diese Hemmung garantierenden Gewebe sind teils stabil, definitiv, dem Willen unerreikbaar, automatisch, oder sie können wie im Reich des Bewußten mehr oder weniger unter die Herrschaft des Willens treten. Im Reich des Gehirns und Rückenmarks wird dieser Isolationsapparat von dem Blute her in Szene gesetzt unter Leitung des Urnerven aller dynamischen Spannungen im Belebten, dem Nervus sympathicus. Dieser Urnerv ist der eigentliche Vater des Lebens und die eigentliche, alle Gefäße, alle Organe, auch alle Hirnganglien versorgende oder umspannende Markonipolatte der Persönlichkeit. Von ihr greift auch die Faust des Weltallrhythmus in das Gefüge von Wachsein und Schlafen. Denn eine Starre aller dieser kleinen Markonibündel im Gehirn schieben die Hemmungen ein, welche genügen, um Willen und Vorstellen, Handeln und Denken so weit zu dämpfen, daß ihre brüderlichen Mitarbeiter in den tiefen Aberschächten der reparaturbedürftigen Organgehäufe ungehört zu Worte und zum Werke kommen. Im Bewußten ist die Auruhe, im Unbewußten der Ausgleich, die Pause, die Erholung. In dieser Definition des Schlafes als einer Lebensphase, eines Hemmungsvorganges zum Zweck des Ausgleiches, liegt eigentlich schon der Beweis für die ungeheure Notwendigkeit, sich dem Rhythmus vom Sonnengang möglichst anzupassen, das heißt, eigentlich unendlich viel mehr zu schlafen, als es der Sohn des gestohlenen Sonnenlichtes (der Elektrizität) sich zubilligen möchte. Und das nach dem allgemeinen Gesetz des fettigen Verfalles der Funktionselemente aller Organe durch Mißbrauch. Mißbrauch ist es aber unter allen Umständen, seine Hirnganglien und seine Willenselemente sich gegen ein so universelles Grundgesetz, wie es der kosmische Rhythmus ist, stellen zu wollen. Wohl gestattet das Leben eine gewisse Freiheit, eine Art synkopischer Aufsehnung gegen den Takt der Welt, aber der bewußte Mißbrauch dieser Spielbreite führt zur Ausstoßung aus dem Takte, selbständig oder gezwungen, das

heißt, Selbstmord oder Tod durch Krankheit muß die Folge einer Sünde gegen den heiligen Geist eines Weltallrhythmus sein. Das ist gewiß der Fall bei einer Aufsehnung gegen das Gebot des Schlafens: „Solange wie möglich!“

Man verschlafe ruhig die Hälfte des Lebens, man wird die andere Hälfte doppelt genießen. Das ist ein guter Satz, der den einzigen Nachteil hat, daß er von mir stammt. Ich füge hinzu, wer ausgeschlafen ist, arbeitet doppelt, dreifach so schnell und genießt hundertfach so intensiv. Das Glück ist geradezu eine Frage des Ausgeschlafenseins! Wieviel Eheglück zerstört der beiderseitige morgendliche Müdigkeitstater, wieviel Beleidigungen, ja Verbrechen wären vielleicht ungeschehen, wenn das Gesetz des Ausschlafens höher stände denn alles Raisonement! Was wollen soziale Forderungen, Geld, Ehre, Pflichten gegen die oberste Pflicht gegen sich selbst, gegen das köstlichste, persönlichste und ökonomischste Gut: die Gesundheit! Unsere Gesundheit ist unser, des Staates, unserer Lieben, des Weltgedankens einziges Glück. Nur auf ihr beruht die Lichtigkeit und Brauchbarkeit einer Nation, nur auf ihr die Kultur im letzten Sinne. Sie ist die naturgegebene Grundbedingung aller Werte. In welcher Weise ein verkürzter Schlaf sie schädigt, kann leicht an der doppelten Beziehung des Lebensurnerven (der sympathischen Nervengeflechte, die überall wirken) klargemacht werden, deren negartige Wespenstingerfingerchen für die einfache Reizbarkeit und innere Sekretionstätigkeit der Zelle bis zum Aufsteuchten königlichster Akkorde in unserer Hirnorgel die wundersamsten Klingelzüge umtasten. Im Schlafe stellen sie die wogende Klaviatur der Tagesnötigungen ab und begeben sich in die Schmiede- und Braustätten des mehr automatischen und negativen Lebens. Wer sie von hier verschleudert, um bewußtes Leben dem Schlafe abzulisten, tauscht Erschütterungen, Verschiebungen, Risse im Fundament des Lebens ein. So wird allgemein die Regeneration beschädigt, namentlich die Neuerzeugung des Blutes. Nachtarbeiter und Nachbummler sind immer blaß, und Bleichsüchtige haben ein instinktives, ständiges Schlafbedürfnis, weil sie sich nach der im Schlafe eingeleiteten Erneuerung des Blutes ahnend sehnen. Schlafentziehungen sind höchst gefährliche Abmagerungskuren, weil alle Anbildung, Neubildung, aller Ersatz durch die kleinen Nachwächter des Sympathikus verhindert wird. Darum hat der jugendlich wachsende Mensch der Vollblüte einen so gottgesegneten Schlaf, weil die Jugendzeit die Zeit des feurigsten Zellauswurfes und Neuerfases ist, und darum braucht der Alternde weniger Schlaf, weil leider bei ihm: die Neuzenke seiner Zellausfaaten nicht wiederkehren, ihre geheime Selbsterzeugung erschöpft ist, und das Greisenleben dem oft heroischen Ablauf einer wundervoll gearbeiteten Uhr (ohne Reparaturmöglichkeit) gleicht. Wir haben hier direkt korrespondierende Beweise dafür, daß der Schlaf die Zeit der Wiedergeburt des Leibes und seiner Millionen Maschinenträdchen ist — wer kann hier etwas kürzen wollen zugunsten dieses nimmer ruhenden Wirbelstammes bewußter Gedanken, die doch immer gegen den Granit der Undegreiflichkeit anprallen?

Aber weiter: ein bißchen Nachschlaf in der Spannkraft der kleinen Greifenklauen des Nervus sympathicus, und alle Blutgefäße hühen es an Prallheit und Elastizität: im schlappen Gummi der Gefäße aber sucht der Kalk, der leicht bröckelnde, das Leben brechende Kalk seine Ablagerungsstätten. Schlafstürzung heißt sie rufen, diese Dämonen der Herzqualen und des Schlaganfalles!

Ferner: ein bißchen Ueberstunden der sorgsamsten Detailarbeit des Lebens (der trophischen Fasern jener Nerven) in den Werkstätten des Bewußten — und eine verminderte Qualitätsarbeit in allen Spinnstuben der lebenregulierenden, inneren Sekretion ist die Wirkung, Neurosen, Selbstvergiftungen, Zucker- und Steinbildung ist die Folge.

Neues von Wilhelm Busch.

Albert Panjelow hat im Archiv des Künstlervereins eine Juno-Münche, dem der junge Wilhelm Busch als eifriges Mitglied angehörte, die Anekdote aufgefunden und in ihr bisher unbekannt Beiträge Buschs ermittelt.

Wenn andere klüger sind als wir,
Das macht uns selten nur Bläßer,
Doch die Gewißheit, daß sie dümmere,
Erfreut fast immer.

Ich hörte mal, daß man Verdruß
Bomöglich streng vermeiden muß.

Bergebens predigt Salomo,
Die Leute machens doch nicht so.

Obgleich die Welt ja, sozusagen,
Wohl manchmal etwas mangelhaft,
Wird sie doch in den nächsten Tagen
Vermutlich noch nicht abgeschafft.

*) Aus des Verfassers Aufsatzsammlung „Ewige Alltagslichkeiten“ (E. Rowohlt, Berlin), die wie alle seine populären Schriften glänzend geschrieben und auch da voller Anregungen sind, wo man seinem kühnen Fluge (wie bei den okkultistischen Problemen) nicht Folge leisten will und kann.

Der Jüngling im Sonntag.

Den Kopf zurückgestemmt, die Augen aufgeschlagen
zu mir, zu dir, zu unserem Quellgrund:
Ja! Ja! Ich will den Sonntag wie Gebete sagen
mit feierlichem Mund.

Ich will vor euch Lichtschächte graben
in unverkündetes, verlorenes Reich.
Hörst du? Die Erde ruft! Der Himmel will mich haben!
Hoch auf! Du bist mir in der Armut gleich.

Du bist mir in dem Reichtum gleich, den ich verstreue
aus Untergängen noch, die jeder Tag uns droht.
Die Flammen lohn: Das Paradies, die Lust, die Treue.

Wir haben Hämmer in den Händen, Waffen
des Geists. Wir überwinden unseren eignen Tod!
Der Sonntag ruft! Wir wollen schaffen!!

Hans Gathmann,
(„Die vergitterten Gelüste“. Konrad Hanf Verlag, Hamburg).

Eine Hohenzollern-Reminiszenz.

Von Max Schütze.

Auf dem Grundstück Abrechtstraße 10, das der Kuchholzhandlung Karl Höhr gehört, erhebt sich ein kleiner alter turmähnlicher Bau mit Ziegelbad und einem Relief über der Tür, das zwei Genien mit Veier und Fiedle darstellt. Wohl mancher wird daran vorbeigegangen sein, ohne es zu beachten. Und doch hat es eine interessante Vergangenheit, ist es doch der Spiritistenpavillon Friedrich Wilhelms II. Dieser Neffe und Nachfolger Friedrichs II. befandete schon als Prinz eine starke Neigung für das Wunderbare und Ueberfinnliche und geriet zeitig in Kreise, die sich mit den geheimen Wissenschaften abgaben. Das achtzehnte Jahrhundert war ja eine besonders ergiebige Zeit für Geisterbeschwörer, Goldmacher und sonstige Wunderläter, und ließ Gesellschaften wie die der Rosenkreuzer und Illuminaten entstehen. Den Gang des Prinzen für solche Dinge bestrakte besonders sein Vertrauter, der Major Hans Rudolf v. Bischoffswerder, Schüler des berühmten Adept Schreyer, dem sich bald der Rat Johann Christoph Wöllner anschloß. Sie bewogen ihn zum Eintritt in den Orden der Rosenkreuzer und wußten seinen gläubigen Sinn durch Spukvorstellungen zu befestigen.

Im Teerpavillon im Schlosspark zu Charlottenburg und eben in dem Gartenhäuschen in der jetzigen Abrechtstraße erschienen dem Prinzen Geister, wie die des Iulius Cäsar, des Kaisers Marc Aurel, des Philosophen Leibniz und des Großen Kurfürsten. Nur allzugerne ließ er sich täuschen und glaubte mit Bestimmtheit an die Realität der Phänomene. Nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1786, mit der eine für Preußen sehr böse Zeit anbrach, hielt dies Treiben an. Unwürdige Günstlinge und Mätressen beherrschten den schwachen, liebreichen, verschwenderischen und frömmelnden König und wußten ebensolcher seinen Heng zum Mystizismus wie den zur Sinnlichkeit auszunutzen. Mit Bischoffswerder und Wöllner in Verbindung trat wiederholt des Königs Favorite, Madame Wilhelmine Kieß, spätere Gräfin Pichienau. Ihr Sohn Alexander Graf von der Mark starb 1787 im neunten Lebensjahre eines ungewissen Todes. Friedrich Wilhelm wurde durch Feinde der Kieß an seiner Vaterschaft irre gemacht. Madame Kieß aber wußte ihn hierüber zu beruhigen, indem sie in ihrem Palais Unter den Linden mit Hilfe des Bischoffswerder und Genossen den Geist des kleinen Grafen erscheinen und den König zur Treue gegen seine Mutter mahnen ließ. Zu den vielen Schandthaten, die der Volksmund ihr zuschrieb, gehört die angebliche Vergiftung der ersten morgantischen Gemahlin Friedrich Wilhelms, der Gräfin Julie v. Ingenheim, geborenen v. Bosh. Der Verdacht ist vermutlich dadurch entstanden, daß die Leiche dieser Dame gleich anderen in der Schlosskirche zu Buch beigesetzt insolge der eigenartigen Beschaffenheit der Luft nicht verweste, sondern zur Mumie verdorrte. Am Park zu Buch erhebt sich noch heute das Denkmal, das Friedrich Wilhelm II. der Gräfin setzen ließ.

Unter der Sündenwirksamkeit des Hofes machte der preussische Staat, den Friedrich II. mit Gewalt zu einer europäischen Großmacht erhoben hatte, schnelle Rückschritte. Dazu kam die unzeitige äußere Politik, die auf die Dauer von Bischoffswerder geleitet wurde. Zwar wurde der Staat durch Erweiterungen im Osten nicht unerheblich vergrößert, doch damit gleichzeitig der Grund zu neuen schweren Verwicklungen gelegt. Am meisten aber sündigte Friedrich Wilhelm durch sein Eingreifen in die französische Revolution. Als er am 16. November 1797 im Warmoparais mit dreißigjährigen Jahren den Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise erlag, befand sich der preussische Sinterflot bereits am Rande des Abgrundes, in den er nach kaum einem Jahrzehnt versinken sollte. Wenig half, daß sein Nachfolger die meisten bisher tonangebenden Persönlichkeiten, wie die Gräfin Pichienau, Bischoffswerder, Wöllner, entfernte, denn

das System blieb im wesentlichen das alte. Da die Regierung des „Duden Wilhelm“ in sehr schlechtem Andenken stand, wurden Reminiszenzen aus ihr möglichst beseitigt. So erklärt es sich auch, daß unser sonst so reichhaltiges Hohenzollern-Museum verhältnismäßig wenig Material aus dieser Zeit besitzt. In der Gegend der Abrechtstraße wurde ein Friedhof angelegt und der Spiritistenpavillon Friedrich Wilhelms II. diente ihm längere Zeit als Beinhäus. Er hat sich in seiner alten Gestalt erhalten und spricht davon, welche bedenkliche Schattenseiten die viel gefeierte Geschichte Preußens aufweist.

Ordnung muß sind.

Von Hans Klabausermann.

Karl: Kennst Du den aus de Koppnstraße, den Orje?

Friß: Meenste den Affen, der de Recke immer so hoch treecht, als ob seine Stiebeln stinken?

Karl: Den meen id. Ja sage Dir, det is 'ne Nummer, sag id Dir. Du weest doch, der is schon Inage scharf uff de Wernern. Weil nu de Wernern ihr Oller sein Freund is, hat der Orje 'n Dreh jemacht. Paß mal uff, wat der für'n Dreh jemacht hat. Er saacht zu Willem, den deemlichen Kerl, Willem, saacht er, id floobe, de Wernern is nicht wasserbicht. Is se nich, valah Dir druff. Seh man zu, un mach Dir an se ron. Wenn wat zu machen is, denn kommste zu mir, et soll Dein Schade nich sind. Aber Willem, seh Dir vor, det der Olle nicht merkt. Wenn De abbligt, vastechste, id weech von nicht.

Friß: War denn der Willem so'n Kuchtopp, det a det jemacht hat?

Karl: Na, Mensch, den ham se doch als Kind zu heech jebaadt. Der Willem is so doof, un jeht zu de Wernern. Ja weech nu nich, wie er det anjestellt hat, jedenfalls jibt ihn de Wernern 'n Rahentopp.

Friß: Iut die Frau, welche Kompanie?

Karl: Det hat den Willem nu nich jesaft. Saacht der Döskopp, det jiltet nich, die Mauschelle jeheert mein Freund Orje. Da kommt uff eenmal der Olle un heert, wie sich die beeden unterhalten dun, un haut ihn noch eene. Un denn jeht er zu Orje, der Olle, un will den den Vorschlag unterbreiten, wat Orje dazu meent, wenn er ihn 'n bisken vermöbelt. Nu jib mal Obacht, wat der Orje sorn Schentelmann is. Er saacht zu den Ollen, saacht er, seh mal, id bin doch Dein Freund, id wollte bloß ma sehn, ob Du Dir uff Deine Olle valassen kannst.

Friß: Da hätt id nu nich lange jefadet, wenn id der Werner jewesen wär, un hätt den Lulatsch, den Orje, eene jellebt.

Karl: Na sehste, der Werner is ebend 'n Schlappschwanz. Denn nicht for unjut, saacht er. Bloß, weil der Orje frieher ma wat zu sagen jehabt hat.

Friß: Ja weech nich, mir kommt immerhu der Ludendorff in'n Kopp, wo Du mir det azählst.

Karl: Woso der Ludendorff? Der hat doch nicht mit Wernern seine Olle jehabt. Det id nich wühte. Oder meenst von wegen Jagow un so?

Friß: Kann sind. Ja weech nich, mir jeht immer der Ludendorff im Kopp rum.

Karl: Wat saachste zu Friß M. Meyer?

Friß: Wer is 'n det?

Karl: Det is der neie Brunner. Den hat sich det Gerlicht als Sachverständigen for Bauchtanz jeholt.

Friß: Woso? Kann er denn bauchtanzen?

Karl: Ree, aber er war ma Fesldokter, un da weech er von wegen die Sittlichkeit Bescheid. Siehste, det is 'n fortschrittlicher Mann. In den Prozeß mit Celly de Rheydt hat er jemeent, er nimmt an de Raatheit keen Anstoß nich.

Friß: Det is nett von den Mann. Sonst wär det schwer for ihn, 'n Feschlechtskranken zu untersuchen. Sonst mihte der de Dogen zumachen, wenn er 'n Frauenzimmer untersucht. Na, da wird sich de Celly jefreit ham, det er an ihren Busen keen Anstoß nimmt.

Karl: Ree, siehste, nachher hat er doch an'n Staatsanwalt jeschrieben. Wenn man de Mägens ihre Beene sieht, denn vermehren sich die Feschlechtskrankheiten, saacht er.

Friß: Sag ma, Karl, is det der Meyer, der seine Doktereij for die Kleinigkeit von anderthalb Millionen verkoopen will?

Karl: Ja weech nich. Wenn er den Zoster friht, denn kann er ja den ganzen Tach rumschnüffeln un Anstoß nehmen. Proßt, Friße. Ja wosteh bloß det eene nich, wozu sich die Leute det ansehen un det vilte Geld rauschmeißen, wenn se sich darieber suchsen.

Friß: Ja ooch nich. Mir is ganz pipe, ob eene ganz nachicht oder mit een paa Lumpen um die Beene bauchtanz. Ja seh ma sowat janich erst an.

Karl: Recht haste. Aber, siehste, de Republik is so jut in Ordnung, det de Verichte sich ooch ma um Quatsch kimmern misen, sonst denken wir Dämelsäcke, et feht sich keen Was um uns. Ordnung muß sind.

Die Entstehung des Welthandels. Die Frage, welches Land der alten Geschichte den Vorrang in der Ausbildung der ersten Kultur besitze, ist noch immer nicht geklärt. In fast allen Darstellungen geht Ägypten voran, und man billigt ihm danach die älteste Geschichte und die älteste Kultur zu. Demgegenüber hat der Nestor der Afrikaforschung Schweinfurth die folgende Reihenfolge aufgestellt: 1. Babylonien, 2. Sennar, 3. Ägypten. Die Bedeutung dieses „Kulturdreiecks“ für die Entstehung der ältesten Formen der Zivilisation untersucht Prof. Eduard Hahn in den „Preussischen Jahrbüchern“. Er kommt dabei auch auf die ersten Anfänge des Welthandels zu sprechen und weist nach, daß diese frühesten Handelsbeziehungen mit einer Ware zusammenhängen, die im heutigen Welthandel eine ganz geringe Rolle spielt, mit dem Weibrauch. Der Weibrauch ist die eigenartigste Gabe, den die Gesilde um den Ausgang am Roten Meere in den Indischen Ozean geliefert haben. Das wohlriechende Harz spielte nun in ganz Vorderasien und im Mittelmeergebiet in der alten Zeit und spielt ja noch bis in die neueste Zeit eine wichtige Rolle bei allen Vorstellungen von Andacht und Opfer. Schweinfurth hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Herkunft des Weibrauchs von den beiden Seiten des Roten Meeres, von dem hochkultivierten Sennar und dem barbarischen Somaliland, feststeht. An diese doppelte Heimat des Weibrauchs ist aber zugleich der Eintritt zweier anderer Rohstoffe in den Welthandel geknüpft, nämlich des schwarzen Ebenholzes und des weißen Elfenbeins. Ferner schlossen sich wohl auch die Perlen aus dem Indischen Ozean und auch die Gewürze Indiens an.

Um diese vielbegehrten Waren in fernere Länder zu bringen, hat sich der älteste Schiffsverkehr in eigenartiger Weise entwickelt. Wir wissen von einer großen Flottenexpedition nach dem Lande Punt, die dem alten König Sesostris aus der dritten Dynastie zugeschrieben wird. An diesen ersten Verkehr um die Südwestküste Arabiens mag sich dann bald ein Verkehr an den persischen, indischen und vielleicht ostafrikanischen Küsten angeschlossen haben.

Völkerkunde

Das Fregattvogelst der Nauru-Insulaner. Auf der von 1888 bis 1918 deutschen, seitdem englischen kleinen Südseeinsel Nauru haben sich die Eingeborenen mangels anderer Haustiere sehr merkwürdige Hausgenossen zugelegt, nämlich Fregattvögel, die auf der Insel nisten und deren Guano, Jahrtausende hindurch mit dem Korallenkalk des Inselbodens zu phosphoräurem Kalk verbunden, den Reichtum Naurus ausmacht — 40 Millionen Tonnen des wertvollen Düngemittels Phosphat, die nun die Engländer, Australier und Neuseeländer einheimen. So bewundernswerte Flieger diese Fregattvögel sind, so stumpfsinnig, unbeholfen und häßlich sind sie auf dem Lande, und es ist daher für uns schwer zu begreifen, weshalb sich die Insulaner so viel mit ihnen beschäftigen, mit Ausnahme einer Art Sport, die mit ihrer Haltung verbunden ist. Gelegentlich rückt nämlich jede der etwa 40 Dorfschaften der Insel mit einem großen leichten Rattengerüst an den Meeresstrand. Jedes Dorf besitz einige zum Fang wilder Artgenossen abgerichtete Lockvögel. Diese steigen hoch in die Luft, kehren bald mit wilden Gefährten zurück und lassen sich mit ihnen auf das Gerüst nieder, an das die wilden Vögel nun von verborgenen Knaben rasch gefesselt werden. Am Abend wird die Zahl der Gefangenen auf jedem Gerüst gezählt, der Oberhauptling verkündet feierlich, welche Dorfschaft Sieger im Fangweiskampf ist, und mit Gesang, Tanz und Palmweintrinken, die die ganze Nacht hindurch fort dauern, findet das Fregattvogelst der Nauru-Insulaner seinen Abschluß.

Naturwissenschaft

Sonnentemperatur im Tierkörper. Die Temperatur der Sonnenoberfläche beträgt etwa 6000 bis 7000 Grad. Die Temperatur, die die Oberfläche der Menschenhaut für kurze Zeit ohne Schaden noch verträgt, mag etwa 60 bis 70 Grad sein. Und doch, schreibt Dr. Hein im „Kosmos“, läßt sich leicht nachweisen, daß der menschliche Körper — wie überhaupt der Körper aller Lebewesen — dauernd Temperaturen von Tausenden von Graden ausgesetzt ist, ohne die geringsten Nachteile davon zu spüren. Die Körperwärme des Menschen entsteht ja dadurch, daß im Gewebe des Körpers gewisse Stoffe sich mit dem Sauerstoff, den das Blut herbeibringt, vereinigen. Es findet also eine „Verbrennung“ statt. Von den Temperaturen aber, die notwendig mit der Verbrennung verbunden sind, pflegt man sich kaum jemals Rechenschaft zu geben.

Nehmen wir einmal die Verbrennung von Wasserstoff im menschlichen Körper. Zwei Gramm Wasserstoff und 16 Gramm Sauerstoff geben 18 Gramm Wasser. Dabei entsteht eine Wärmemenge, die genügt, 57,2 Kilogramm Wasser um 1 Grad zu erwärmen. Der Wasserdampf, der sich bei so hoher Temperatur naturgemäß nur bilden kann, hat eine spezifische Wärme von 0,48. Bleibt die Wärme, die bei der Verbrennung entsteht, auf die 18 Gramm Wasserdampf allein beschränkt, so müßte dessen Temperatur um 57,2: (0,18:0,48), d. h. über 6600 Grad steigen. So hoch sollte demnach die Temperatur einer Wasserstoffflamme in reinem Sauerstoff sein. Tatsächlich ist sie nur etwa 2000 Grad. Das liegt an der sogenannten Dissoziation. Dort oben, wo zwei Atome Wasserstoff und ein Atom Sauerstoff sich zu Wasser vereinigen, muß

unbedingt diese Hitze von über 6000 Grad erreicht werden. Das ist nun auch im menschlichen Körper der Fall. Daß aber diese ungeheuerliche Temperatur so ganz unmerklich ist, liegt daran, daß immer nur Atome, also allerwichtigste Stoffmengen wirksam sind. Die Hitze besteht nur einen ungeheuer kurzen Augenblick, sie wird zudem sofort von den umgebenden Molekülen aufgenommen. Hunderte oder gar Tausende von Nachbarmolekülen teilen sich darin, und so bemerkt der grobe Sinn nichts mehr von diesen Atomkatastrophen — diesen Weltbränden des Mikrokosmos mit ihren riesigen Temperaturen — als eine sanfte, angenehme, gleichmäßige Wärme.

Schmetterlings-Papier. So freundlich auch bei der jetzigen großen Papiernot die Kunde klingen wird, daß ein bei uns heimischer Schmetterling Papier fabriziert, wie die Seidenraupe Seide spinnt, so darf man doch an diese Nachricht zunächst keine allzu großen Hoffnungen knüpfen. Hermann Rabestock, der uns in der „Umschau“ mit diesem papiererzeugenden Schmetterling bekannt macht, betont, daß man erst abwarten müsse, ob es sich hier um eine durch Zuchtwahl und Nahrung zu beeinflussende, technisch lohnende „Papierraupe“ handelt. Die Papierfabrikantin ist die weiße Gespinnstmotte (*Hyponomeuta evonymella*), eine nahe Verwandte unserer Pelz- und Kleidermotte. Diese Papiermotte legt unter gewissen Umständen großen Wert auf einen dauerhaften, unserem Klima angemessenen Zellschutz. Nach den Beobachtungen des Forstrates Söhler ist die Herstellung des Zettes von der Größe der betreffenden Kolonie abhängig. Hat die Familie im Frühjahr einen derartigen Umfang angenommen, daß die Raupen ihren Nährbaum, die Traubentirische, völlig kahl fressen, so umziehen sie im Juli den oft 10 Meter hohen Baum mit einem richtigen Schleier von der Krone bis zum Fuß des Stammes. Es ist dies eine lückenlose, düstige weißgelbe Papierhülle, die das gemeinsame Zelt der Raupen bildet, die dann zu Hunderten und Tausenden an besonders günstigen Stellen, wie Zweigabeln und Astnischen ihre Privatkolonien anlegen. Ist die Vermehrung der Motte nicht so groß, dann umspinnen die Raupen ihre an den Zweigspitzen anfassige Kolonie nur jede mit einer kleinen Sonderhülle. Eine mikroskopische Untersuchung der Grohhüllen ergab, daß das Gespinnst unserem heutigen Maschinenspapier überraschend nahesteht. Das Naturprodukt ist feiner und leichter als japanisches Seidenpapier und nur ein Viertel so schwer wie gewöhnliches Zigarettenpapier, dabei sehr dehnbar und schwer zu zerreißen. Aus diesen Feststellungen ergeben sich wichtige Aussichten, die von der Wissenschaft und Technik eingehend geprüft werden müssen.

Büchertisch

Hans Gathmann: „Die vergitterten Paläste.“ Gedichte. (Hamburg, Konrad-Jans-Verlag. 54 Seiten. Preis gebunden 20 M.) Gathmanns Gedichte, die von Zeit zu Zeit überall in der Parteilpresse auftauchen, erfreuen sich in weiten Kreisen berechtigter Beliebtheit. Ihre hohe Formschönheit, ihre gedankliche Tiefe zeugen von einer großen künstlerischen Reife. Auch in den vorliegenden Sonetten erweist er sich als ein beachtenswertes Talent. Nicht jeder wird sich freilich auf den ersten Anblick in den behandelten, einseitig gestaffelten Stoff hineinlesen können. Urvächtig quellende Bilder überstürzen sich; etwas Gemolkt-Primitives befremdet. Und dennoch wird der Leser nachdenklich gestimmt, daß er das schmale Büchlein sicherlich zum zweiten und dritten Male zur Hand nimmt und dann erst zum rechten Genuß kommt. Denn Gathmanns Versbuch gibt nichts mehr und nichts weniger als den Menschen — das Kind, den Jüngling, den Mann, das Weib, die Mutter. Ins Leben sind sie hineingestellt: in Alltag und Not, in Sonne und in Ueberfluß. Klug, schön und gedankentief klagen die Strophen, eine hohe sittliche Reinheit durchtränkt und überstrahlt das Ganze. Aus der Zeit heraus sind diese Rhythmen geboren: aus einer schreienden Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit und Schönheit. Und daß sie mitten in unserer zerklüfteten Gegenwart gewachsen sind, beweist auch, und zwar nicht zuletzt, ein laises Anklingen und Verwandtsein mit den Strophen Max Barthels, Karl Brögers und des allzu früh verstorbenen Richard Dehmel.

Technik

Elektrische Großkraftmaschinen. Am Anfang unseres Jahrhunderts wurde eine Dampfmaschine von 5000 Pferdestärken schon als Riese angestaunt. Zehn Jahre später wurden bereits Dampfturbinen von rund 30 000 Pferdestärken hergestellt. Ein gewaltiger Sprung, nämlich von 30 000 auf 70 000 Pferdestärken, erfolgte im Jahre 1916, als der Direktor Goldenberg des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes in Essen sich entschloß, zwei Dampfturbinen-Aggregate von je 50 000 Kilowatt, d. i. 70 000 Pferdestärken Leistung, aufzustellen. Die Maschinen, die von der AEG. ausgeführt wurden, bedeuteten insofern ein Waagnis, als man bis dahin Einheiten von dieser gewaltigen Größe nicht gebaut hatte und daher nicht wissen konnte, ob die Maschinen sich auch im Betriebe bewähren würden. Der Versuch fiel aber derartig zufriedenstellend aus, daß die Direktion beschloß, auf dem beschrittenen Wege fortzuschreiten und das Kraftwerk mit weiteren Maschinen derselben Größe auszurüsten. Zwei neue Dampfturbinen-Aggregate von je 50 000 Kilowatt Leistung wurden dieser Tage ebenfalls bei der AEG. in Auftrag gegeben. Nach Aufstellung der beiden neuen Maschinen wird das Goldenberg-Werk über eine Leistung von rund 300 000 Kilowatt verfügen. Das Werk wird damit die größte Elektrizitätszentrale Deutschlands.